

(Nachdruck verboten.)

## 42) Foma Gordsejew.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

Ljuba senkte den Kopf, doch sie erhob ihn gleich wieder und rief voll Schmerz aus:

„Sie sagen ja selbst, die Freiheit . . .“

„Schweig!“ schrie der Alte sie brutal an. „Du siehst selbst das nicht, was jeder Mensch allen sichtbar nach außen trägt. Wie können alle glücklich und gleich sein, wenn jeder über den andern hinaus will? Selbst der Bettler hat seinen Stolz und prahlt mit etwas vor den andern. Ein kleines Kind will seinen Kameraden auch voraus sein. Und ein Mensch wird niemals dem andern weichen — nur die Narren glauben daran. Jeder hat seine Seele und sein Gesicht, man kann nur diejenigen, die ihre Seele nicht lieben und ihr Gesicht nicht schonen, nach einem Muster abhobeln. Ach Du! Du hast allerlei Unsinn gelesen, hast Dich damit vollgestopft.“

Das Gesicht des Alten drückte bitteren Wortwurf und giftige Verachtung aus. Er rückte lärmend seinen Sessel vom Tisch fort, sprang auf, legte die Hände auf den Rücken und begann mit kleinen Schritten, den Kopf schüttelnd, durch das Zimmer zu laufen, wobei er boshaft und pfeifend etwas flüsterte. Ljubowj, die vor Aufregung und Kränkung bleich war und sich vor ihm dumm und hilflos fühlte, lauschte diesem Flüstern, und ihr Herz schlug unruhig.

„Ich bin allein gelieben, ganz allein. Wie Elend . . . O Gott, was soll ich thun? O, allein! Bin ich denn nicht klug? Bin ich nicht schlau? Das Leben hat aber auch mich überlistet. Wen liebt es? Wen schont es? Es schlägt die Guten und sieht den Bösen nichts nach. Und seine Gerechtigkeit ist niemand verständlich.“

Es schmerzte das Mädchen, den Alten so zu sehen; sie wurde von dem heißen Wunsche ergriffen, ihm zu helfen; sie wollte ihm etwas sein.

Sie folgte ihm mit erregten Augen und sagte plötzlich leise:

„Lieber Vater! Verzweifeln Sie nicht . . . Taras lebt ja noch . . . vielleicht daß er . . .“

Majatin blieb plötzlich wie angewurzelt stehen und hob langsam den Kopf.

„Der Baum, der sich in der Jugend krümmt und nichts aushält, wird im Alter erst recht brechen. Aber doch . . . auch Taras ist für mich jetzt ein Strohhalbm, obgleich er wohl kaum mehr wert ist als Foma. Der Gordsejew hat Charakter, er hat den Mut vom Vater her. Er kann viel aus sich machen. Aber Taras . . . Du hast zur rechten Zeit an ihn gedacht . . . ja—a!“

Und der Alte, der vor einer Minute so niedergeschlagen war, daß er klagte und vor Gram im Zimmer herumrannte wie eine Maus in der Falle, trat jetzt mit nachdenklichem Gesicht ruhig und fest wieder an den Tisch, rückte bedächtig seinen Sessel heran und setzte sich, indem er sagte:

„Wir müssen uns einmal nach Taras umsehen. Er lebt in einer Fabrik in Ussolje. Ich habe von den Kaufleuten gehört, daß dort Soda fabriziert wird. Ich kann es genau erfahren. Ich werde ihm schreiben.“

„Erlauben Sie, Vater, daß ich ihm schreibe?“ bat Ljubowj, vor Freude zitternd und ganz rot.

„Du?“ fragte Majatin und blickte sie flüchtig an, dann schweigend er, dachte nach und sagte:

„Gut! Das ist sogar . . . besser. Schreibe . . . Frage ihn, ob er verheiratet ist? Wie er lebt? Was er denkt? Ich werde Dir übrigens sagen, was Du ihm schreiben sollst, wenn es Zeit ist.“

„Thun Sie das bald, Vater!“ sagte das Mädchen.

„Man muß Dich bald verheiraten. Ich sehe mir hier einen rothaarigen Burschen an . . . er scheint nicht dumm zu sein. Er hat übrigens ausländischen Schliff.“

„Ist es Smolin, Vater?“ fragte Ljubowj neugierig und aufgeregt.

„Und wenn er es wäre, was ist dann?“ erkundigte sich Jaton Tarassowitsch in geschäftlichem Ton.

„Nichts . . . Ich kenne ihn nicht,“ antwortete Ljubowj unbestimmt.

„Ich werde Dich mit ihm bekannt machen. Es ist Zeit, Ljubowj, es ist Zeit! Von Foma ist nichts zu erhoffen . . . obgleich ich mich nicht von ihm lössage.“

„Ich habe auf Foma nicht gerechnet . . . Was ist er mir?“

„Da hast Du unrecht gehabt. Wenn Du klüger wärst, wäre er vielleicht nicht auf Abwege geraten! Als ich Euch zusammen sah, dachte ich: mein Mädel wird den Burschen festhalten! Das wird schon klappen! Ich habe mich aber geirrt, ich dachte, Du kannst Deinen Vorteil verstehen, ohne daß man's Dir sagt. So ist's, Mädchen!“ sagte der Vater belehrend.

Sie sann, indem sie seinen eindringlichen Worten lauschte. Zu der letzten Zeit kam ihr, die gesund und stark war, immer öfter der Gedanke an das Heiraten, denn sie sah keinen andren Ausweg aus ihrer Einsamkeit. Den Wunsch, den Vater zu verlassen und irgend wohin zu reisen, um zu lernen und zu arbeiten, hatte sie schon längst überwunden, wie sie einsam in sich viele andre, ebenso scharfe, aber untiefe und unbestimmte Wünsche überwunden hatte. Von den verschiedenartigen Büchern, die sie gelesen hatte, war in ihr ein trüber Saß zurückgeblieben, es war zwar etwas Lebendiges, aber in der Art, wie ein Protoplasma lebendig ist. Aus diesem Saß entwickelte sich in dem Mädchen das Gefühl der Unzufriedenheit mit ihrem Leben, das Streben nach persönlicher Unabhängigkeit und der Wunsch, sich von der schweren Vormundschaft des Vaters zu befreien; doch sie hatte weder die Kraft zur Verwirklichung ihrer Wünsche, noch eine klare Vorstellung von der Art dieser Verwirklichung. Dazu übte die Natur ihren Einfluß, und das Mädchen hatte mehr als einmal beim Anblick junger Mütter mit Kindern am Arm eine bange, quälende Sehnsucht gefühlt. Manchmal, wenn sie vor dem Spiegel stehen blieb, musterte sie traurig ihr volles, frisches Gesicht mit den dunkeln Mändern um die Augen und bemitleidete sich; sie fühlte, daß das Leben sie vergaß und sie beiseite schob.

Während sie jetzt dem Vater zuhörte, stellte sie sich vor, wie dieser Smolin sein könne. Sie hatte ihn noch als Gymnasiasten gekannt, er war damals ganz voller Sommersprossen gewesen, stumpfnasig, immer rein gewaschen, solid und langweilig. Er tanzte schwer und plump und sprach uninteressant.

Seitdem war viel Zeit vergangen: er war im Ausland gewesen und hatte dort gelernt, — wie mochte er jetzt sein? Von Smolin girten ihre Gedanken zu ihrem Bruder über, und sie dachte mit Herzklopfen daran, was er ihr auf ihren Brief erwidern würde. Wie er wohl war? Die Gestalt des Bruders, wie sie ihn sich vorstellte, verschlang die Gedanken an den Vater und an Smolin, und sie hatte schon beschlossen, vor Taras' Ankunft für nichts in der Welt in die Heirat einzuwilligen, als der Vater ihr plötzlich zurief:

„He, Ljuba! Worüber denkst Du nach?“

„So . . . Alles ist so schnell gekommen,“ antwortete Ljuba lächelnd.

„Was ist schnell gekommen?“

„Alles . . . vor einer Woche durfte man mit Ihnen nicht von Taras sprechen, und jetzt . . .“

„Das macht die Not, Mädel! Die Not ist eine Macht, sie biegt den Stahl zur Springfeder, und der Stahl ist widerspenstig. Wir wollen einmal schauen, wie der Taras ist! Der Mensch hat Wert, wenn er der Macht des Lebens Widerstand leistet; wenn nicht das Leben ihn, sondern er das Leben nach seiner Art wendet, dann zolle ich ihm meine Hochachtung! Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke, wir wollen unser Geschäft zusammen führen. A—ch, ich bin alt. Und das Leben ist jetzt so bewegt! Es wird mit jedem Jahr interessanter, es gewinnt immer mehr an Geschmack! Ich möchte immerzu leben und etwas leisten!“

Der Alte schmalzte mit den Lippen, als koste er etwas Schmachhaftes, rieb sich die Hände, und seine Augen glänzten gierig.

„Und Ihr habt dünnes Blut! Ihr seid noch nicht aus-

gewachsen und seid doch reif und weif wie ein alter Reittich. Und ihr begreift nicht, daß das Leben immer schöner wird. Ich lebe auf dieser Erde schon siebenundsechzig Jahre und stehe schon an meinem Grabe, ich sehe aber, daß es früher, als ich jung war, auf der Welt weniger Blumen gab und diese Blumen nicht so schön waren wie jetzt. Alles wird schöner! Was es jetzt für Gebäude giebt! Was für Hilfsmittel für den Handel! Die Dampfschiffe! In allem ist eine solche Unmenge von Fortschritt enthalten! Man schaut und denkt: die Menschen sind aber Hauptkerle! Alle Achtung! Ihr habt das Leben geschickt eingerichtet. Alles ist gut und angenehm . . . nur Ihr, unsre Erben, habt kein lebendiges Gefühl in Euch! Der nächstbeste lumpige Kleinbürger ist gewandter als Ihr . . . dieser Feschow, was ist er denn? Und er spielt sich auf den Richter über Euch und sogar über das ganze Leben hinaus. Er hat Mut in sich. Und Ihr . . . psui! Ihr lebt wie Bettler; wenn Ihr lustig seid, seid Ihr wie das liebe Vieh, und im Unglück seid Ihr elles Gewürm! Ihr seid durchfaulte Menschen . . . man sollte Euch Feuer in die Adern lassen . . . man sollte Euch die Haut abziehen und das bloße Fleisch mit Salz bestreuen, dann würdet Ihr schon tanzen!"

Der kleine, runzlige, knochige Jakob Tarassowitsch mit den schwarzen Zahnstümpfen im Munde, mit der Glaze und der dunklen Haut, die in der Hitze des Lebens versengt und durchdrüchert zu sein schien, zitterte vor leidenschaftlicher Erregung und warf seiner jungen, großen, starken Tochter laute, verächtliche Worte zu. Sie sah ihn mit schuldbehafteten Augen an, lächelte verlegen, und in ihrem Herzen wuchs die Achtung vor diesem lebendigen Greis, der in seinen Wünschen so beharrlich war.

Joma irte immer herum und setzte seine Lebensweise fort, indem er die Tage und Nächte in Gasthäusern und Spelunken verbrachte und immer tiefer von den verächtlichen, haßerfüllten Gefühlen gegen die ihn umringenden Menschen erfüllt wurde. Manchmal erweckten sie in ihm den bangen Wunsch, für sein boshafte Gefühl in ihrer Mitte irgend ein Gegengewicht zu finden, einem würdigen, mutigen Menschen zu begegnen, der ihn durch ein leidenschaftliches Wort des Vorwurfs beschämen könnte. Dieser Wunsch wiederholte sich in ihm mit immer größerer Klarheit, es war die Sehnsucht eines Menschen nach fremder Hilfe, der fühlte, daß er sich verirrt hatte und zu Grunde ging.

"Brüder!" schrie er einmal auf, als er halbbetrunken am Tische eines Gasthauses saß und von zweifelhaften, gierigen Menschen umringt war, die so viel aßen und tranken, als hätten sie ganze Tage lang keinen Bissen im Mund gehabt. "Brüder! Mir ist bange und langweilig bei Euch! Schlagt mich, jagt mich fort! Ihr seid Schurken, Ihr steht aber einander näher als mir . . . Warum? Ich bin ja auch ein Trunkenbold und ein Schurke, und ich bin Euch doch fremd! Ich sehe, daß ich Euch fremd bin . . . Ihr trinkt aus mir und spuckt heimlich in mich hinein, ich fühle es! Warum?"

Sie konnten ihn natürlich nicht anders behandeln; in der Tiefe der Seele hielt sich vielleicht nicht ein einziger von ihnen für geringer, doch er war reich, und das hinderte sie daran, ihn kameradschaftlicher zu behandeln; außerdem führte er immer solche spöttische, zornige, ins Gewissen dringende Reden, das genierte sie. Und dann war er stark und wurde leicht handgreiflich — sie wagten es nicht, auch nur ein Wort gegen ihn zu sagen. Und er wollte gerade das, er wünschte immer heftiger, jemand von diesen Menschen, die er verachtete, möchte sich Brust an Brust gegen ihn stellen und ihm etwas Wichtiges sagen, das ihn wie ein Hebel von diesem abschüssigen Wege abwenden könnte, dessen Gefahr er fühlte und dessen Schmutz er sah, mit machtlosem Widerwillen davor erfüllt.

Und Joma fand, was er suchte. Eines Tages, als er von seinen Zechgenossen nicht genügend beachtet wurde und dadurch gereizt war, schrie er sie an:

"Ihr Ungezieher! Schweigt alle! Wer giebt Euch zu essen und zu trinken? Habt Ihr das vergessen? Ich werde Euch an Ordnung gewöhnen! Ich werde Euch lehren, mich zu achten! Ihr Buchthäusler! Wenn ich spreche, müßt Ihr alle schweigen!"

Sie schwiegen in der That, sie fürchteten wohl die Möglichkeit, sein Wohlwollen zu verlieren, oder erwarteten vielleicht, er, der einem gesunden, starken Tier gleich, würde sie schlagen. Sie schwiegen eine Weile und nährten in sich ihren Groll

gegen ihn, sie beugten sich über die Teller und suchten ihre Furcht und ihre Verlegenheit zu verbergen. Joma blickte sie selbstzufrieden an und sagte prahlerisch, von ihrer slavischen Unterwürfigkeit befriedigt:

"Na also! Jetzt seid Ihr verstummt. So will ichs haben! Bei mir gehts streng zu! Ich . . ."

"Grünchnabel!" ertönte ein ruhiger, lauter Ausruf.

"Wa—as?" brüllte Joma und sprang vom Sessel auf. "Wer sagt das?"

Jetzt erhob sich am Ende des Tisches ein seltsamer, großer Mensch, in einem langen Rock, mit einem ganzen Wald halb ergrauter Haare auf dem riesengroßen Kopf. Seine Haare waren borstig und standen in dichten Strähnen nach allen Seiten hin, das Gesicht war gelb, rasiert, mit einer großen, buckligen Nase. Er erschien Joma einem Schwabber ähnlich, mit dem man das Deck der Dampfschiffe scheuert, und das amüsierte den halbbetrunkenen Durstigen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Brotverkäufer.

Von N. Andersen - Regö. Deutsch von D. Reventlow.

Am andren Orten war es schon lange Tag, aber in Granada steht die Sonne spät auf — die Berge sind ihr im Wege. Ganz allmählich erhob sie sich über die Gletscher der Sierra Nevada, und "La Granadina" erwachte, streckte sich, kroch aus dem hohen Bett auf einen Stuhl, von da auf den Fußboden herab, und machte sich dann an das schwierige Geschäft, ihre Loden zu kräuseln und ihr Antlitz zu pudern. Und ehe die Stadt noch ihre Tagesgeschäfte da wieder aufgenommen, wo sie gestern aufgehört hatte, waren die Schatten schon ganz kurz geworden.

Als die gähnenden Hausfrauen und Dienstmädchen mit ihren leinenen Säden auf den Markt kamen, um ihre Einkäufe für den ganzen Tag zu machen, waren die Bauern mit ihren Eseln schon da gewesen, um die Früchte der Vega an die Verkäuferinnen und frisches Fleisch an die Schlächter abzuliefern. Und Tintenfische, Seezrebie, Garneelen, Schollen, Muscheln und andre Erzeugnisse des Meeres (alle mit dem Sammelnamen Fisch bezeichnet) waren mit dem Frühzuge von Malaga angekommen. Die Morgenröthe, welche die enggedrängten Buden vergoldete, schien auf glitzernde Schuppen und Perlmuttermuscheln, auf Pyramiden von gelben und grünen Melonen, purpurfarbigen Tomaten, Granatäpfeln und spanischen Pfefferfrüchten, auf goldglühende Orangen, bleiche Zitronen und saftige Trauben, die theils klar wie Labaster, theils glänzend schwarz wie die Haut eines Negers schimmerten.

Es war mitten im Januar, nachts über hatte es gefroren und die Leute schauderten vor Kälte. Die Händler waren träge, die wenigen Käufer schlenderten gleichgültig umher und wollten Neues hören. Die Sonne hatte sie noch nicht genügend erwärmt. Eine einzige Seemorra rauschte in blauer Mantilla über die Straße, gefolgt und bewacht von ihrer sorglosen Mutter und alten Amme, arme Frauen knieten auf dem Straßenpflaster und suchten das Feuer ihrer halb erloschenen Kohlenbeden von neuem an.

Aber die Sonne stieg höher und höher, und damit wuchs auch das Gedränge auf dem Marktplatz, laute Rufe erfüllten die Luft — das Leben erwachte. Die Verkäufer schrien und die Käufer antworteten, man stieß und drängte sich, gelle Stimmen schollen über den Marktplatz.

Zwei Frauen begegneten sich im Gewühl und begrüßten sich nach andalusischer Sitte mit einem Kuß. "Jesus Maria!" schrie ein Fischhändler, "bekomme ich auch einen?"

"Ja, wenn Du uns sagen kannst, wie alt Deine Fische sind," rief die eine Frau zurück.

"Caramba, nicht so alt, wie Deine Häßlichkeit, Weib!"

"Geh nur," rief die andre, "und laß Deine Fische auf öffentliche Kosten begraben, — sie stinken schon!"

Kleine Knaben liefen barsüßig durchs Gedränge. "Zwanzig Zwiebeln für einen Centime!" schrien sie. — "Drei Zitronen für zwei Centimes!" rief die Obstfrau.

Sonnenschein und blauer Himmel und ein Reichthum an frischen, saftigen, farbenglühenden Früchten. Und eine Schar zerlumpter Bettler, die sich einen ganzen Tag wie hungrige Hunde herumtreiben und "drücken, um so viel wie 10 Centimes für einen Laib Brot zu erhalten. Das sind die unglücklichen Liebhaber des Lebens — die sich daran festklammern, während es sich ihnen wie ein kolettes Mädchen entwindet; sie verfolgen es, aber es weicht vor ihnen zurück. Sie sind nicht hier, um zu laufen, diese elenden Scharen; sie kommen nur in der Hoffnung, daß etwas für sie abfällt. Und jeden Tag kommen sie wieder, unermüdet, grau vor Kälte, abgemagert, verhungert, — aber der unsterbliche Funke Hoffnung glüht in ihren eingefallenen Augen. Und die Hoffnung läßt zu Schanden werden.

Am Eingange des Marktplatzes steht ein Bettler und bietet einige kümmerliche Zitronen dar. Er zupft eine gutgekleidete Frau am Rock: "Kauft diese," sagt er bittend, "dann laß ich mir dafür ein Brot kaufen. Ich bin hungrig!" — "Ihr habt nicht nötig, mich am Rock zu zupfen," erwidert sie, "ich werde schon kaufen, wenn ich

etwas brauche.“ Und zornig rafft sie ihre Röcke zusammen, um weiter zu gehen.

Neben der letzten Fischbude, am Stande der Tintenfischhändlerin, stand ein Mann mit zwei großen Brotkörben. Er hatte einige Brote herausgenommen und recht verlockend vor sich auf das Pflaster gelegt, und sah sehr vergnügt aus. Jetzt eben nahm er zwei Brote zur Hand, sprang damit ins Gedränge, schwenkte sie hoch über seinem Kopf und rief: „Brot! Wer will Brot kaufen? Zwei Centimes für ein großes Brot! Wer will —“

— „Vand kaufen?“ fiel der Vandverkäufer ein, der eben die Straße herabkam. „15 Ellen Vand für einen Spottpreis! Mädchen (an zwei alte Matronen), fesselt Eure Liebsten mit bunten Seidenbändern. Vand ist immer gut zu brauchen.“

„Brot ist besser! Ein Segen für die Armen! Zwei Centimes für ein großes Brot!“

Eine Frau kam im Strome der Menge die Straße herauf und strich an dem Brotverkäufer vorbei. Er winkte mit dem Hut und rief: „Golla! Semora Veppa! Maestra!“

Sie wandte sich nach ihm zurück. „Wie seht Ihr heute froh aus, Don Rafael — habt Ihr in der Lotterie gewonnen?“

„Noch nicht, aber bald,“ erwiderte er, auf die Körbe deutend.

„Es ist überraschend, Euch hier zu treffen,“ sagte Veppa, „und die Kinder — Eure Frau — geht's ihnen gut?“

„Es wird ihnen noch besser gehen, wenn ich dies hier erst verkauft habe,“ und er deutete noch einmal auf die Körbe.

Semora Veppa bekreuzte sich und der Brotverkäufer folgte ihrem Beispiel. Sie dachten offenbar dasselbe, an die Sorgen des Lebens, die nicht sie drückten, sondern ihn. Sie war rundlich und wohlgenährt und blickte teilnehmend auf ihn, der höhlänglich und stockmager vor ihr stand. Aber in diesem Augenblick beberrschte sie noch ein andres Gefühl, ebenso stark und aufrichtig und ebenso menschlich wie die Teilnahme — die Neugier. Und er beeilte sich, sie aufzuklären: „Ich handle nicht für einen Väter,“ sagte er, „dies ist mein eignes Brot — gewissermaßen.“

„Auf dem Pfandhaus gewesen?“ warf Veppa fragend ein.

Er nickte und fuhr fort: „Wir haben schwere Tage durchgemacht, bis wir so weit waren, aber nun ist das Schlimmste überstanden. Heute wird sich schon machen.“

„Mit Gottes Hilfe,“ sagte Veppa, aber sie dachte sich weiter nichts bei ihren Worten. Das Volk pflegt diese Redensart in gedankenloser Weise anzuwenden.

Sie nahm zwei Brote und reichte ihm das Geld dafür. „Frauen haben gute Herzen, ich weiß keine besseren,“ sagte er lächelnd und warf das Geld in eine kleine Büchse. „Nächst den Männern,“ fügte Veppa hinzu. „Gott bewahre Euch,“ sprach sie dann und ging davon.

„Geht mit Gott,“ war seine Antwort. Und dann stand er wieder auf der Straße und schwenkte seine Brote hoch in die Luft, damit jeder sie sehen konnte: „Brot! Brot! Ein Segen für die Armen! Nur zwei Centimes für ein großes Brot!“

Sein Weib brachte ihm das Mittagessen in einem irdenen Gefäß. Sie reichte ihm einen Zimlöffel und er setzte sich auf den Rand des einen Brotkörbes, hielt das irdene Gefäß vor sich auf den Knien und begann zu essen: Reis und spanischen Pfeffer durcheinander gekocht. Sie kauerte sich vor ihm nieder.

Er zog ein Messer aus seinem roten Gürtel, griff nach einem Brot und sah sie fragend an. Sie nickte. Dann schnitt er das Brot mitten durch und gab ihr die Hälfte.

„Es ist sehr gut gebacken,“ sagte sie.

„Es ist süß und wohlschmeckend,“ sagte er, „ich glaube jetzt wirklich, daß wir über den Berg sind.“

„Ojala! Gott gebe es! Die Zeiten sind schlecht!“

„Es ist lustig, endlich einmal sein eignes Brot zu essen, meinst Du nicht?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ja, noch dazu, wenn man es selbst gebacken hat. Dies Brot versieht uns gleichsam mit neuem Brote,“ fügte er mit einem unsicheren Anflug von Philosophie hinzu.

Jetzt war seine Mahlzeit beendet. „Es hat gut geschmeckt,“ sagte er zu seiner Frau, indem er das Messer an seinem Kermel abwischte.

Und von neuem sprang er vor und rief noch lauter wie bisher: „Brot! Brot!“

Zwei Beamte traten auf ihn zu, von denen der eine ein Gewicht aus der Tasche zog. „Ist das Brot vollständig?“ fragte er.

Der Brotverkäufer machte dem Beamten Platz, der in nachlässiger Weise ein Brot zu wiegen begann. Aber plötzlich stupte er, blickte den Brotverkäufer scharf an und wog das Brot mit großer Sorgfalt zum zweitemal. Es fehlten zwei Unzen am vorgeschriebenen Gewicht. Der Beamte wog mit spöttischem Lächeln ein Brot nach dem andern, während ihn der Brotverkäufer erst verwirrt, dann zu Tode erschrocken anstarrte.

Alle Brote hatten zu leichtes Gewicht.

„Wieviele habt Ihr verkauft?“

Der Brotverkäufer reichte ihm mit bebenden Händen die Geldblüche; der Beamte zählte den Inhalt und leerte ihn in seine Tasche. Die verkauften Brote konnte man ja nicht mehr ausfindig machen, aber der Gerechtigkeit muß auf alle Fälle Genüge geschehen. Dann rief er einen Feltreiber herbei und befahl ihm, die Körbe auf seinen Esel zu laden.

Behlos, wie gelähmt, ließ der Brotverkäufer alles über sich ergehen: seine Kraft war zu Ende. Was sollte er nun machen? Seine

starken Arme konnten ihm nichts nützen, in Granada hat kein Mensch Verwendung dafür, am wenigsten im Winter. Er hatte schon gebettelt, und die Kleinen hatten gebettelt, und seine Frau hatte auch gebettelt; wer wollte es ihnen verdenken? Aber es gehört mir gar zu viel dazu, eine große Familie zu ernähren! Und so hatten sie gehungert. Es giebt Tausende von Menschen in Spanien, die hungern und schließlich auch Hungers sterben; aber diesen war auf einmal ein Gedanke gekommen — der hier zu Lande seltene Gedanke, sich auf eigene Hand etwas zu erwerben. Und so hatten sie ihr Hab und Gut verpfändet und eine Arroba Mehl (25 Pfd.) gekauft und sich selbst aus alten Ziegelsteinen einen kleinen Ofen aufgemauert und ihn mit Treibholz geheizt, das der Fluß ans Land spült. Und alles war ihnen geglückt. Aber eins hatten sie nicht bedacht: daß das Brot beim Backen an Gewicht verliert, — und nun kam die Obrigkeit und nahm ihnen alles ab!

Er steckte im Erbarmen, berief sich auf seine Unschuld, seine Armut, erbot sich, das Brot nach Gewicht zu verkaufen, den Betroffenen Ertrag zu geben. Aber die Beamten ließen seine Prote-uerbittlich fortzuschaffen — ins Hospital oder ins Armenhaus.

Da brach er in Thränen aus. Er lehnte sich gegen einen Pfosten und weinte still, aber herzbrechend, während seine Frau jammern die Hände rang und laute Klagen ausstieß.

Ein kleiner Kreis von Neugierigen sammelte sich um die beiden.

„Was ist denn los?“ fragte man.

„Ach, er hat die Armen mit zu leichten Broten betrügen wollen!“ war die Antwort.

„Pfui, möge Gott das zehnfach an ihm strafen!“ schrie ein Weib, das für einen Väter Brot anstrug — „was hat er sich ins Gewerbe ehrlicher Leute einzudrängen?“

Und höhnend stellte sie sich vor ihm hin und rief mit gellender Stimme: „Brot! Brot! Zwei Centimes für ein großes Brot! Ein Segen für die Armen — hä — hä — hä! Vollwichtiges Brot!“

### Kleines Feuilleton.

—21. Ein Abend in der Arbeiter-Bildungsschule. Es ist 9 Uhr abends. In dem von der Arbeiter-Bildungsschule für den Unterricht belegten Saal im Gewerkschaftshause ist eine stattliche Zahl von Lernbegierigen versammelt. Nach vollbrachtem Tageswerk suchen sie hier ihr Wissen zu vervollkommen, um es in der Werkstatt oder in Versammlungen zu verwenden. Eifrig studieren sie die ausgelegten Zeitschriften und Zeitungen.

Heute ist Redekübung. Ein Klingelzeichen ertönt: „Ich bitte Herrn Schmidt, seinen Vortrag über: „Die Gewerkschaften und die Politik“ zu halten. Nachher wollen wir über das Thema diskutieren. Ich bitte die Anwesenden, sich recht zahlreich daran zu beteiligen.“

Ein junger Mann tritt schüchtern, ein paar Blätter mit Notizen in der Hand, auf das Podium. „Verehrte Anwesende,“ beginnt er. Eine Pause. Sein Blick ist fest auf den Beleuchtungskörper des Saales gerichtet. Die Lippen bewegen sich, doch kein Laut ist zu hören. Das Lampenfieber hat ihn, wie schon viele vor ihm, erfaßt. Es flimmert ihm vor den Augen, es braust ihm in den Ohren. Wie schon hatte er den Vortrag zu Hause, in seiner Schlafstube, gehalten, glatt flossen ihm da die Worte von den Lippen, aber jetzt . . .

Die vielen auf ihn gerichteten Blicke! Damit hatte er nicht gerechnet. Mit vor Aufregung gerötetem Gesicht beugt er sich über seine Notizen; und wieder beginnt er, stönd, unzusammenhängend, aber seine Energie überwindet allmählich die Schwäche, immer steigender wird der Vortrag.

Als er geendet, geht er stolz, von dem Beifallsstößen der Mitschüler begrüßt, an seinen Platz. Die Feuerprobe hat er hinter sich. Er weiß jetzt, daß er das nächste Mal schon viel freier und ungezwungener sprechen wird. Im Geiste sieht er sich als Redner vor einer tausendköpfigen Menge, die seinen Worten lauscht und ihm jubelt.

Die Stimme des Lehrers reißt ihn aus seinen Gedanken. „Ich eröffne die Diskussion über den Vortrag des Herrn Schmidt.“

Ein Dugend Hände strecken sich empor. Unbarmherzig wird der Vortrag zerpfückt. Falsche Voraussetzungen werden corrigiert, neue Gesichtspunkte tauchen auf. Ein Parlament im Kleinen, könnte man sagen. Nachdem der Lehrer noch einiges zum Vortrag gesprochen — der Zeiger ist mittlerweile auf 11 Uhr gerückt — wird der interessante Redeübungs-Abend geschlossen.

An der Wand hängt das Bild unseres alten Liebmehls. Sinnend scheint er auf diese Bildungsburschen zu blicken: er, der Gründer dieser segensreichen Bildungsstätte. Und mancher von dem „Nachwuchs“ mag beim Anblick des Unbergeßlichen sich geloben, so viel in seinen Kräften steht, mitzuwirken an der Aufklärung der Massen und der Befreiung des Proletariats. —

### Musik.

Inmitten des vielen Gelünstelten, Raffinierten, Sequälten sowie des Ueberernsten, das alles zum Charakter des gegenwärtigen Standes der Künste, zumal der Tonkunst, gehört, erscheint wie ein Klang aus einer andren Welt ein Zug des Schlicht-Nativen, Kindlichen, Leichtfüßigen, sowie des heitersten, hellsten Humors. Diese paradoxe Kombination, die ja für die weitere Entwicklung der Kunst

anscheinend mit Freuden begrüßt werden kann, trat vor uns in modernisierten Volksliedern von G. Mahler und in seiner neulichen Symphonie mit dem Engleingefang. Auch Eugen d'Alberts Klavierspiel gab uns noch leztlich solche Eindrücke. Während aber solche Erscheinungen im großen Ganzen ausgeglichene, einheitliche Zueinanderarbeitungen des Verschiedenen sind, haben wir es heute mit einem Werk zu thun, das diese seine zwei Seiten recht wenig ineinanderfließt, vielmehr die eine, die himmlische Heiterkeit und Einfalt, mit kindlichem Urbegehren über die andre, die gekünstelt Tragische, mag sie noch so hoch traben und tragen, hinwegtanzen läßt.

Die Oper „Der Improvisator“, die am Mittwoch im Opernhaus unter den Linden zum erstmalig vorgeführt wurde, ist eine an die pyramidalsten Beispiele der französischen „großen“ Oper gemahnende Intrigen-, Kamps- und Ballettgeschichte, die aber ein echter Künstler mit allem Zauber seines lieblichen Könnens so übergoßen hat, daß man die Halbheit dieser Zusammenfügung stellenweise ganz vergißt, stellenweise freilich um so drückender empfindet. Der Podestà der von Venedig abhängigen Stadt Padua sieht sich während rauschender Karnevalsbeste von Feinden umgeben und fällt ihnen dann auch schließlich in die Hände. Mittlerweise aber hat ein Sänger, dessen Improvisationen alle Frauen wenigstens zum Nachäffen hinreißen, einen Teil der Intrigen mitgespielt, entpuppt sich schließlich als der große genuessliche Graf Sonnho und nimmt in Genuas Namen Besitz von der Stadt. Natürlich hat's ihm des Podestà Tochter angethan, und so löst sich dem fast alles in Wohlgefallen und langgezogenen hohen Tönen mit großartiger Chorbegleitung auf.

Die „Stadien“ der „Handlung“ bestehen aus einem solchen Trübselkram von Verrätereien, Verkleidungen, Entpuppungen, Ausforschungen, Verhaftungen, Entlassungen, Auskerkungen u. dgl. m., daß der literaturloseste Poffenautor von der Vorstadt mit Stolz darauf herabsehen kann. Da wird der eine über die Kerker-treppe hinunter-, der andre über sie hinaufgeworfen, der dritte wird wieder hinuntergeworfen, der vierte entkommt dabei, und der fünfte wird mit eingesperrt. Alles Geheimste wird just dort verhandelt und verungen, wo ganz gewiß hinter einer Säule oder unter einem Balken jemand lauscht usw. usw. Wie sich die persönlichen Charaktere, ausgenommen die ganz auf Fröhlichkeit angelegten, mit all dem Kreuz- und Querzeug verknüpfen, hat dem Autor Gustav Kastrup keine Sorge gemacht; wie die zwei als Bettler verkleideten Mandatare der Oberregierung als solche zu ihrer Uelomik kommen, mag schwerlich jemandem einleuchten. Ein wirkliches Interesse ist dem Zusammenhang und seinen grundlegenden Einzelheiten nicht abzugewinnen. Und der „Held“ ist ein so farbloses Nichts, daß eine „abstrakte Idee“ gerade so gut genügt hätte. Die Sprache des Textbuches, mit ihren in moderner Weise nach Satz- und abgetheilten Verien, ist vernünftig und läßlich und in den Grundlagen für die heiteren Wirkungen des Komponisten ganz verdienstlich. Und wo noch etwas fehlt, dort springt im ehesten Wortsin die Ballet ein.

d'Albert hat, wahrscheinlich ohne es zu wissen, das Textbuch nicht eigentlich komponiert, sondern vielmehr parodiert. So ist das Ernsteste das Lächerlichste und das Lächerlichste das Ernsteste geworden. Die wählende Tragik des „Kain“ ist hier weit weg geblieben. Wo die düster sein sollenden Wendungen der Handlung kommen, da giebt sich d'Albert weder die Mühe, vorher etwa ein unheilvolles Naben des Schicksals uns drückend aufs Herz zu legen, noch auch im Augenblick uns mit unheimlicher Gewalt zu packen. Sondern es kommen ein paar recht gemüthliche Tonfolgen, die kaum noch den humoristischen Ton abgestreift haben, und rasch geht es wieder weiter in jenem tänzelnden, humoristischen, freudensprühenden Zug, der schon den Einakter d'Alberts „Die Abreise“ durchweht. Die drei Instrumentalstücke: Overture, Entreact II, Entreact III, sind nicht etwa Vorbereitungen oder Erklärungen des „Dramas“, sondern lustsprühende Orchesterstücke, denen der Weg zu populären Konzerten weit offen steht. Das leztgenannte enthält eine Gavotte von entzündendster Lieblichkeit, mit der denn auch zur Ueberbrückung des Publikums der dritte Akt beginnt. Folgt ein Menuett und noch eine Tanzerei. Und im Orchester tanzen dazu die Holzbläser, daß es nur so eine Freude ist, und sie tanzen auch dort, wo es anders giebt. Daß das „Drama“ eine dramatische Vermunft erst dann wirklich bekommen würde, wenn der Titelheld-Sänger — und sei es auf eine noch so italienische Weise — großartig fänge, ist nicht schwer zu sehen; er recitiert recht gewöhnlich, tändelt recht unmusikantenhast mit der Mandoline, und das Orchester, das sozusagen eine Darstellung dieses theatralischen Unglücksinstruments geben will, muß mit seiner rauschenden Pracht erregen, was droben fehlt. Im Volaken leistet der Komponist noch am ehesten etwas Besonderes, wo es die Parreiteien, Buffonieren usw. gilt. So sind die Falschgeschöre vom prächtigsten Akt, die schweren Schlußchöre von kunstvoller Stimmführung, die Rolle einer Hausnarrin und die zwei Rollen jener verkleideten Bettler mit marantem Humor bedacht; auch einige Recitative sind gehaltvoller gefaßt, als man sonst gewöhnt ist. Nur wie es über die Tanzlichkeit hinausgeht, fehlt nachgerade alle Erwedung eines tieferen Interesses; wo nicht mehr Delibes oder Nicolai durchklingt, dort klagt Wagner — trotz des dem Preislied im 3. Akt folgenden Chores — recht nicht wirklich durch.

Zu der Aufführung muß eine Heidenarbeit gestedt haben. Reif

war das Ganze keineswegs. Der Chor gab sich für seine schwierigen Aufgaben redliche Mühe; und mit Dr. Muds Dirigentenhilfe, von ängstlichen Widen herbeigerufen, ging's denn auch ohne Unfall zu Ende. Herr Droschers Regie formte die Massen von Mitwirkenden auf der nach gut moderner Weise eng zusammengebeugten Bühne geschickt zu imposanten Bildern durch. Röstlich waren seine Allerwelts-Mohren, die den verschiedensten Triumphwagen u. dergl. gerecht werden mußten. — Unter den Sängern sei zuerst Herr Philipp erwähnt, der, anscheinend im lezten Notaugenblick, eine kleine Rolle für den erkrankten Herrn Alma übernommen hatte. Unter den Hauptfiguren ragten Herr Hoffman und Fräulein Destinn als der Podestà und seine Tochter hervor. Aus der Titelrolle etwas besonderes zu gestalten, war Herrn Sommer nicht beschieden. Die drei Hauptpachmacher wurden von Frau Herzog und den Herren Lieban und Rebe mit aller Geschicklichkeit dargestellt.

Premieren in diesem Haus finden wohl immer ein dankbares Publikum. Man kommt ja als die „gute Gesellschaft“ hin, deren Welt schön sein muß; man hat einen Niesenrespekt vor der Stätte, die einem so viel Geld abnimmt, und die dafür aber auch mit der Masse von Menschen und Dingen auf der Bühne nicht spart. Und doch und trotz der Beliebtheit d'Alberts war die Aufnahme der Novität großenteils so gezwungen wie die eine Seite des Werkes selbst. Nach dem ersten Akt brachte man den Komponisten viermal heraus, das dritte und vierte Mal nur mehr auf das hartnäckige Verlangen einiger hin; nach dem zweiten Akt hatten alle vier Hervor-rufe etwas Künstliches. Nach dem dritten Akt auch noch die Rufe zu zählen, wäre doch etwas zu viel Pflichtbewußtsein gewesen. Genug an den gedehnten Zwischenakten, mit denen die ohnehin schon lange Oper noch hinausgezogen wurde! —

sz.

### Aus dem Tierleben.

u. Etwas vom Maulfäßer. Die Tage werden länger, die Sonnenstrahlen nehmen zu an erwärmender Kraft, da beschäftigt man sich schon im Geist mit dem, was uns die Natur bald an Zeichen des Frühlings gewähren soll. Nicht zu den unbeachtetsten Erscheinungen des Frühlings gehört der Maulfäßer, aber trotzdem diese Tiere in jedem Jahre sich zeigen und trotzdem gerade die Jugend, die sich viel mit den Maulfäßern beschäftigt, Zeit und geistige Sammlung genug besitzt, um große Beobachtung den Gegenständen ihrer Beschäftigung zuzuwenden, ist doch noch manche solche Meinung über die Maulfäßer vorhanden. So ist es z. B. unrichtig, wenn man von dem Maulfäßer als einer einzigen Käferart spricht; bei uns kommen vielmehr zwei Maulfäßerarten vor, nämlich der gewöhnliche Maulfäßer (*Melolontha vulgaris*) und der Hochkastanien-Maulfäßer (*Melolontha hippocastania*). Der lezttere ist kleiner und beweglicher als der andre, und ist außerdem durch schwarze Beine ausgezeichnet; die Kinder pflegen diese Art als „Schuster“ oder „Schornsteinfeger“ zu bezeichnen, während die „Müller“, „Kaiser“ und sonstigen von den Kindern unterscheidbaren Sorten den gewöhnlichen Maulfäßern zugehören. Die Hochkastanien-Maulfäßer haben auch die Eigenthümlichkeit, daß sie zu ihrer Entwicklung fünf Jahre bedürfen, während die gewöhnlichen Maulfäßer bei uns nur vier Jahre nötig haben; übrigens scheint das Klima bei der Entwicklungszeit eine große Rolle zu spielen: im kälteren Ostpreußen braucht auch der gewöhnliche Maulfäßer fünf Jahre, der in Südeuropa seine Entwicklung in drei Jahren vollendet. Wie empfindlich die Maulfäßer überhaupt gegen Temperaturunterschiede sind, folgt auch aus der Thatsache, daß sie, wenn sie nach mehrjährigem Aufenthalt in der Erde endlich an die Oberfläche kriechen, noch einige Zeit liegen bleiben, von einem lockeren Häufchen Erde bedeckt, um nicht plötzlich und ganz ungeschützt der Luft ausgesetzt zu sein. —

### Notizen.

— In Eszab (Ungarn), dem Geburtsorte Nikolaus Lenau's, soll dem Dichter ein Denkmal errichtet werden. —  
— Die Wienerinnen von Hermann Bahr werden als nächste Novität des Berliner Theaters am 8. März in Scene gehen. —

— Elsa Samel, eine Ungarin, ist vorläufig auf ein Jahr für das Opernhaus verpflichtet worden. —

— Das Neue königl. Operntheater (KroII) wird in diesem Sommer zum reinen Gastspielhaus werden. Außer Ferenczy werden noch Angelo Neumann (Verdi-Ghslus mit italienischem Ensemble und Musteraufführungen von klassischen Dramen) und die Truppe des Stuttgarter Hoftheaters Vorstellungen (*Mascaquis*, „Moteliff“ und Weingartners „Dreites“) geben. —

— Im Salon Cassirer findet von Sonntag, den 1. März, bis Sonntag, den 8. März, zum Besten des Vereins für Haus-pflege eine Ausstellung der Seegerischen Privatammlung statt, die Meisterwerke von Leibl, Liebermann, Menzel, Feuerbach, Uhde u. a. enthält. Unter andrem kommen zur Ausstellung: die berühmte „Tischgesellschaft“, „Die junge Französin“ von Leibl neben 20 andren Bildern des Meisters; ferner von Liebermann „Der Kartoffelacker“ und von Uhde „Das große Abendmahl“. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 2. März.